

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 253.

Donnerstag, 15. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Duke gewährte ein herablassendes und ahnungsloses „Ja!“ und rückte sich noch behaglicher in seinem Sessel zurecht. Es ist nämlich kaum ein größeres Vergnügen denkbar, als sich von politischen Gegnern zerzaust und zerpflegt zu hören von dem sicheren Hafen der eigenen Gemeinschaft aus, in dem — wie man zuversichtlich weiß — keiner das Geschwätz glauben wird; es wird im Gegenteil die Sympathien vergrößern — den Kampfesmut stärken — die Siegeswahrscheinlichkeiten steigern! — Deshalb man sich ja auch in schöner Brüderlichkeit den Dienst der gegenseitigen Beschimpfung während der Wahlkampagnen in den Parteien aller Herren Länder zu leisten pflegt.

Voraussetzung ist allerdings eins: Daß die Beschimpfungen tatsächlich auf reinster Phantasie beruhen oder unwesentliche Kleinigkeiten zu ungeheuerlichen Verbrechen aufbauen, so daß jeder gleich die Absicht merkt — und verstehend lächelt.

Niemand in der gutbesuchten Versammlung erwartete anderes — und man rückte sich zurecht zu wohltemperierten und gegebenen Momentes einsetzenden Gallos und Pfuis.

Der Eifernde aber begann:

„Überschrift . . .“
Die Überschrift allein ist ein Meisterstück von Frechheit! „Der Mädchenraub bei Cannes und seine Beziehungen zur Konservativen Partei!“

Die ausbrechenden Empörungsrufe beanspruchten die mit ihrer Produktion Beschäftigten so vollständig, daß niemand darauf achtete, wie die an sich — trotz des rosafarbenen Puders — etwas bleichen Wangen des hochzuverehrenden Kandidaten aschfarben wurden.

Der Eifernde setzte sich von neuem durch und las weiter:

„Mit unglaublicher Frivolität beginnt man seit einigen Tagen in den Zeitungen verschiedenster Richtungen bewußte Lügen auszustreuen über das unglückliche Opfer verbrecherischer Anschläge, über die junge Dame, die bei Cannes geraubt und entführt wurde. Leute, die ein Interesse daran zu haben scheinen, die Wahrheit zu vertuschen und der fieberhaft arbeitenden Polizei die Arbeit zu erschweren, versuchen, die öffentliche Meinung über den traurigen Fall, der ein helles Schlaglicht auf die Verderbtheit der Nachkriegsgesellschaft werfen kann, irrezuführen und zu beruhigen, indem man suggeriert, die junge Dame befinde sich auf einem verliebten Abenteuer — der Überfall sei vorge täuscht, das Ganze sei eine abgetarte Geschichte.“

Unser Gewährsmann, der kein Geringerer ist als einer der versprechendsten Kandidaten unserer Partei —

der Lord Windermere — bürgt dafür, daß sowohl Erziehung als Charakter der ihm nahestehenden und ver schwägerten jungen Dame eine solche Auslegung unmöglich machen.

Auch die Aussagen des alten, bewährten Chauffeurs und der beiden zwar noch jungen, aber durchaus zuverlässigen Windermere'schen Knaben, die sich in steter Umgebung der Dame befanden, lassen einen solchen Verdacht nicht einmal aufkommen. Wiederholte Raubankfälle, mit denen das beklagenswerte junge Mädchen mehrmals und unter höchst auffallenden Umständen belästigt wurde, zeugen ebenfalls mit aller Deutlichkeit wider diese niedriger zu hängende Insinuation. Viel mehr — und nun wurde die Stimme des Vorlesenden noch um einige Färbungen schärfer pointiert und lauter, hatte das Blatt von jetzt ab auch Sperrdruck verwandt — „ist anzunehmen, daß hinter dem Schurkenstreich eine angelehene und hohe Persönlichkeit steckt, die auf eine uns allerdings unverständliche und unerfindliche Weise durch die junge Dame Förderung eines Prozesses erhofft, den sie seit Jahren ohne Erfolg mit dem französischen Staat um ein Erbe führen zu müssen glaubt. Da der Betreffende in einer anderen Partei als der unseren für das Parlament kandidiert, wollen wir es nicht unterlassen, derselben zu ihrem Kandidaten schönstens Glück zu wünschen.“

Die Empörungsrufe kamen eigenartig sporadisch — weit weniger frenetisch, als man gewünscht hätte. Aber aller Augen hatten ja an dem Duke gehangen — und aller Augen hatten sein immer tieferes Erblicken beobachtet, die Mühe, die er sich gab, seine Züge im Gleichgewicht zu halten — und dennoch schienen sie sich hin und wieder in Entsetzen verzerrten zu wollen.

So — so sah das böse Gewissen — sah Schuldbewußtsein aus.

Der Vorsitzende — dem die Situation den kalten Schweiß auf die Stirn trieb — suchte sie zu retten, indem er den Duke bat, sich zu dieser abscheulichen Verleumdung zu äußern. Aber Gonle — vollständig überwältigt — nun war er doch da, der Skandal, den er, wenn überhaupt, erst viel später erwartet hatte! — winkte nur matt und sichtlich mühsam ab.

Nun war ja schon alles egal . . .

Doch der Versammlungsleiter wußte auch jetzt noch das Beste aus der Sache zu machen, indem er mit befreiter und froher Stimme ausrief:

„Der Herzog hat nur zu recht. Eine solche offensbare Böswilligkeit hängt man eben einfach niedriger, sie ist — ist es gar nicht wert, sich gegen sie zu verteidigen.“

Aber er und alle anderen verließen Ort und Stunde mit dem überwältigenden Gefühl: Diesmal enthält ein gegnerischer Artikel die volle Wahrheit! — Jedermann

wußte um die Leidenschaft, mit der Goyke seinen Prozeß führte — und jeder traute ihm auf diesem Gebiet unbegrenzte Rücksichtslosigkeit zu. Jeder aber auch überschah den Schaden, den solche Sensationen der Partei zufügen würden.

Während auf diese Weise die wunderlichen Erlebnisse und Abenteuer der sich so absolut privat fühlenden jungen Brigitte Holm einen gewissen Einfluß sogar auf die große und gewichtige Politik gewann, erblühten dem Duke immer neue und immer verhängnisvollere Unannehmlichkeiten aus seinem Gewaltstreich.

Müde und innerlich zerbrochen von der überwältigenden Einsicht, daß Alter nicht vor Torheit, Titel und Würden aber nicht vor den Folgen der Torheit schützt, hatte er sich von seinem leistungsfähigen Wagen vor sein Londoner Palais tragen lassen und, voller Sehnsucht nach einer Art Trost oder Aufmunterung, zugleich aber einsehend, daß er „Grannee“ — seine fast achtzigjährige Mutter — zu so später Stunde nicht mehr stören dürfe, begab er sich in die Gemächer seiner erlauchten Gemahlin, aus denen ihm noch helles Licht entgegenstrahlte.

Ellen Goyke, genau zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte, war mit ihren zweiundvierzig Jahren noch eine schöne und jugendliche Frau, deren blendender Teint, deren Taufkirche sie zu einer Rivalin selbst der jüngsten Jahrgänge machte. „Die Ahtzehnjährigen, die auf mich eifersüchtig und neidisch sind, sind letzten Endes meine größten Schmeichlerinnen“, pflegte sie lächelnd und übermütig zu sagen.

Zwischen ihr und dem Herzog herrschte eine latente Feindschaft, die beiden zu einer lieben und unentbehrlichen Gewohnheit geworden war. In der Tat konnten sie sich nicht sehen, ohne sich über jede Kleinigkeit im Wesen, Aussehen oder Reden des anderen bis ins tiefste gereizt zu fühlen.

Selbst das, was Eheleute so häufig auch in weniger glücklichen Ehen aneinander knüpft, die Liebe zu dem Kinde, trennt hier nur noch schneidender, denn der Herzog empfand eine nagende Eifersucht auf seine Frau, sobald es sich um den Jungen handelte — zumal er nicht mit Unrecht vermutete, daß Henry ihn zwar pietätvoll und mit Respekt duldete, sein warmes und frohes Herz aber der reizenden Mutter zugewandt hatte. Andererseits — während die schöne Duchesse ihren Gatten längst innerlich reißlos abgetan und beiseitegeschoben hatte — lebte in ihm immer noch und immer wieder eine hoffende Sehnsucht — einmal doch bei seiner Frau zu gelten, einmal bei ihr irgendein Verstehen, eine Teilnahme, einen Trost zu finden. Ja, zuweilen tat es ihm schon gut, nur ihr gelassenes, blühendes, jugendfrisches Antlitz zu sehen. Immerhin gehörte sie doch zu ihm! Der Gedanke allein konnte ihm noch manchmal einen leisen Stolz, ein Glücksempfinden verschaffen.

Deshalb ging er heute auch zu ihr.

Vergessen! — einen Augenblick vergessen! — Die Welt da draußen beiseite schieben! — Ganz einfach zu Hause, nur Mensch — ach, selbst einmal „alter Herr“ sein zu dürfen.

Die schöne Ellen Goyke saß in einem raffinierten Negligé aus gelblicher Seide, mit prachtvollen Spitzeninfrustationen, das ihre braune Schönheit wirkungsvoll hob, vor dem großen Spiegel ihres Ankleideraumes, der eine Orgie sowohl des guten Geschmacks als der praktischen Einrichtung darstellte. Sie war eben erst aus einer sensationellen Premiere zurückgekommen, die, kurz vor Schluß der Saison, durch einen genialen Direktor noch inszeniert, die Einführung eines neuen und großen, jungen Talents bedeutete und damit ein Ereignis für die interessierten Londoner Kreise, denn man wird (ohne es freilich recht wahrhaben zu wollen) der alten „anerkannten“, aber auch festgefahrenen Größen herzlich satt — und suchte nach etwas anderem — einer erfreuenden und erfreulichen Abwechslung. Die Hoffnung auf eine sogenannte Revelation — eine künstlerische Offenbarung — hatte man freilich resigniert seit langem aufgegeben.

Der neue Dichter war ein Günstling einer der höchststehenden Persönlichkeiten der Labour Party — und

obwohl das Drama (natürlich sozialer Realitäten voll — man verlangt das heute ja so —, Ellen konnte nie begreifen, was man an diesen Scheußlichkeiten „schön“ fand), obwohl also das Drama, das der Hautevolée absurd erscheinen mußte — (was wußte man von solchen Verhältnissen!) — eigentlich niemandem gefallen hatte, klatschte man doch rasenden Beifall — es war als etwas Hervorragendes signiert worden. Man wollte sich schließlich nicht als Kunstidiot ansehen lassen. Hauptsache des Abends war ja sowieso weniger die Aufführung als das Meeting, das „Sichtreffen“.

Nun war aber die Duchesse auf eine seltsam kühle, ablehnende, mitleidig herablassende Art der Behandlung gestoßen, wie die große Dame sie noch niemals in ihrem Leben kennengelernt hatte. Man hatte sie ja nicht gerade „fallen gelassen“, aber doch recht dilatorisch behandelt — und da ein Blick in den Spiegel sie belehrt hatte, daß sie „charming“ — entzückend — war, daran also die Sache nicht liegen konnte (und wären die guten Freundinnen im Gegenteil nicht besonders liebenswürdig gewesen, wenn man hätte feststellen können, daß sie „eingepackt habe“?), so vermutete sie mit Recht, daß es sich um eine politische Affäre handele, daß man sie — welche Verlehrung der Tatsachen! — mit ihrem Gatten sozusagen — identifiziere —, sie unter irgendeiner seiner Bigotterien oder was immer sei, leiden lasse. Das verächtelte ihre Laune. Das einzige, was sie den Duke ertragen ließ, war doch eben das Bewußtsein der glänzenden, gesellschaftlichen Stellung, die sein Rang und Name ihr garantierten. Sonst? — Welch ein Leben — an seiner Seite zwar nicht gerade, doch in seinem Einflußgebiet!

Natürlich hatte eine der liebenswürdigen Damen ihres Bekanntenkreises nicht unterlassen, in verdächtiger Teilnahme zu fragen:

„Und der Herzog ist auf Reisen?“

Und als sie bejahte, hinzugefügt:

„So kurz vor den Wahlen? Komisch. Wohl in An gelegenheiten des Prozesses?“

Sie hatte mit der Achsel gezuckt.

„In seine Geschäfte weicht mich der Herzog nicht ein.“

Etwas in dem Blick der Dame war aufreizend — und mißtrauisch und gewißigt durch das, was sie bei anderen erlebt, ahnte sie einen Skandal und — kaufte sich auf der Rückfahrt von einer alten, verschlafenen Zeitungsverkäuferin einen ganzen Ramsch Journale der letzten Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Altdeutsche Sprichworte.

Gesammelt und bearbeitet von Walter Medauer.

Klatschen und Geschwätz,
Gelnall und Geheh,
Gerred und Geschall
Findst du eher als Hilfe überall.

Wer immer will die Wahrheit sagen,
Wird kleinen Lohn von dannen tragen. (1587)

Die Reichen lädt man zu dem Tisch
Und bringt ihn' Wildbret, Fleisch und Fisch
Und tut ohn' End' mit ihn' hofieren,
Derweilen der Arme steht vor den Türen. (Sebastian Brant.)

Neid und Messerwegen
Soll oft die Tat ersehen.

Wer sich wird unter die Kleie mischen lassen,
Den werden die Schweine fressen und fassen. (Seb. Brand.)

Wer will der Wahrheit Beistand leisten,
Der hat Verfolger doch am meisten. (16. Jahrh.)

Mit dem Mund ist mancher breit,
Aber mit der Tat fehlet es weit.
Versprechen gilt allerorten.
Wohltun? — Ja, mit Worten!

Der Wanderer am Rhein.

Skizze von Stephan Georgi.

An grünen Rebenhängen des Rheins reiften die Trauben der 1858er Lese entgegen. Spätseptembersonne rang mit den Nacht gewinnenden Herbstwinden, die mit Ungeflüm immer wieder zerzaust in den blonden Haarschopf des jugendlichen Wanderers fielen, der dort oben, wo weitfassender Blick ins Jagen- und fruchtbare deutsche Stromwunder schaut, rheinwärts des Weges zog. Einen Ranzengrug trug er auf dem Rücken, einen verbeuten Stod in der Hand; an Schuhen und Anzug hing der Staub eines langen Weges. Doch die graublaunen, tausend Wünsche und Hoffnungen sprühenden Augen waren so landschaftstrunken auf Täler und Berge gerichtet, daß die stolpernden Füße oft genug zur Vorsicht mahnen mußten!

Der Rhein! Welch ein überströmender Erfüllung geworden! Hier, inmitten dieses großmächtigen Naturaktores, mußten Flügel wachsen, die eine drängende Seele himmelsnah brachten!

Der schlante, blonde Wanderer gab dem Singen und Klingeln, das in ihm hochstürmte, nach. Mit heller Stimme sang er die Lust seiner zwanzig Jahre laut in den verheißenden Tag hinaus. Sang ein Eichendorff-Lied von Quellen und Wäldern, von Lerchen und Himmelsblau, sang es nach einer Melodie, die er eine Wegkreuzung zuvor selbst noch nicht gekannt hatte, übersehte sie in spielerischer Frohlaune aus einer Tonart in die andere und schlang kunstreiche Tonarabesten darum. Und in diesem Liede einer unbändigen Jugendfreiheit lag so viel feingefühlte, erfindungsreiche Musikalität, daß der rotbrüstige Fink dort oben im Birkengeäst nahe daran war, mit einem verärgerten „Der kann's besser!“ sein Lied abzubrechen.

Bier Wegstunden noch, dann hallten die Schritte des Wanderers durch die Straßen Düsselbors. Hier, Augen und Ohren um sich, verbergte der Jüngling sein bewegtes Herz hinter dem verschlossenen Gesicht des Norddeutschen. Nur die klaren, durchdringenden Augen waren, im Blick zu Hoffnung und Bangen vereint, in großer, brennender Frage vorwärts gerichtet. In einem diebermeisterlich bescheidenen Gasthause besetzte er ein billiges Quartier für sich, bürtete sorgfältig den schon recht fadenstcheinigen Anzug und die drangalierten Schuhe, als ein wenig und ließ sich vom Wirt die Lage der Billerstraße erklären. Mit einem Bündel sauber geordneter Notenblätter — dem Schatz seines Ranzens — machte er sich dorthin auf den Weg.

Vor dem gesuchten Hause blieb er eine Weile unschlüssig und beengt atmend stehen. Endlich trat er ein. Ein Türschild verkündete, daß hier der Konzertdirektor Robert Schumann wohnte.

Die Glode schrillte. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen öffnete und zeigte dem Besucher ein kluges, fragendes Gesicht. „Ach, bitte, ist vielleicht — Brahms ist mein Name, Johannes Brahms aus Hamburg — ist vielleicht der Herr Konzertdirektor anwesend? Ja — vielleicht für mich anwesend? Ich habe Grüße und Empfehlungen auszurichten von Josef Joachim.“

Mit jagendem Herzklopfen sah der Besucher im Sessel und sah fast anbetend auf den massigen Flügel, der mitten im Zimmer stand, auf Beethovens Totenmaske an der Wand, auf die Bilder Bachs, Mozarts, Schuberts, Mendelssohns.

Und dann stand er ihm gegenüber: Robert Schumann. Beklemmender Ehrfurcht, geheimer Vergötterung dieser Größe voll, stand er vor dem Schöpfer der „Davidsbüchertänze“, der „Kreisleriana“, des „Carneval“, des „Manfred“, der unvergleichlichen Lieder aus dem Borne der Romantik.

„Ah, Johannes Brahms!“ tönte die warm klingende Stimme. Eine weiche Hand ergriff herzlich die des Besuchers und zwang ihn zum Sitzen nieder. Freund Joachim schrieb mir in so begeisterten Worten von Ihnen, daß ich mich aufrichtig freue, Sie bei mir zu sehen.“

Johannes Brahms versuchte vergeblich, aus Worten zusammenhängende Sätze zu formen. Er sah nur den Meister, das vollweiche, blasse Gesicht, den sinnenden Mund mit den vorgeschobenen Lippen, das dunkle, leicht in die Stirn fallende Haar und das suchende, flackernde Augenpaar, das den Anschein erweckte, als sähe es stets über das Ziel hinaus.

„Sie haben in Hamburg studiert?“ rief es ihn zurück.

„Ja; bei Margens.“

„Margens.“ Schumann nickte zufrieden.

„Und dann?“ Doch da fiel sein Blick auf die Notenmappe des Besuchers. „Sie haben mir Selbstgeschriebenes mitgebracht?“

Brahms stand auf. „Wenn der Herr Konzertdirektor so gütig...“

Schumann nickte nur, kniff die Augen zusammen und wandte sich den Notenblättern zu. Dies und jenes Blatt

überflog er erst, piffte halblaut ein paar Takte, nickte vor sich hin und begann eindringlicher zu lesen. Ein paar mal versuchte er zu einer Frage den Kopf zu heben, aber immer wieder hielt das Blatt seine Augen fest. Endlich, nach geraumer Weile, wandte er dem Jüngeren voll das Gesicht zu. „Wie alt sind Sie?“

„Zwanzig war ich im Mai.“

„Zwanzig“, wiederholte Schumann. „Zwanzig Jahre.“ Beinahe hastig kam es heraus: „Wollen Sie mir etwas vorspielen?“

Mit pochendem Herzen sah Johannes Brahms am Flügel und spielte. Seine Klavierfonate in C-dur.

Schumann hörte erwartungsvoll dem einsetzenden Allegro zu. Allmählich neigte er sich näher und näher zu dem Spielenden hinüber; seine Brauen schoben sich in die Höhe. „Ja...“, das ist ja...“, murmelte er vor sich hin. Und plötzlich sprang er auf. „Einen Augenblick, das muß Klara hören!“

Brahms brach ab. Er rührte sich nicht. Wie hatte der Meister das gemeint? War das, was er mitgebracht, wirklich wert genug...?

Da stand Klara Schumann im Zimmer, die Weltberühmte, deren hinreißendes Klavierspiel er schon vor drei Jahren voll Bewunderung in Hamburg gehört hatte. Wie eine Erscheinung aus fernen, höheren Reichen kam dem Jüngling diese Frau vor, die ihm mit freundlich ermunterndem Lächeln die Hand reichte. Verwirrt und ungelent küßte er ihr die Fingerspitzen.

Dann mußte er sein Spiel von vorn beginnen. Das jugendstürmende, leidenschaftlich begeisterte Allegro; das schwärmerisch-sehnsüchtige herbstliche Andante; das klare, naturinnige Scherzo; das ungestüm trohige Finale. Eine neue Musik von starker Ursprünglichkeit; freilich vom Chaos des Sturmes und Dranges noch erfüllt, aber von unerschütterlicher, hochstrebender Kunsttreue, abhold allen Gefallsüchteleien; eine neue, hohe Musik der Wahrhaftigkeit, die nicht zum Hörer kam, sondern zu welcher der Hörer kommen mußte.

Schumann sah reglos in der dunkelsten Zimmerecke. „Mehr! Mehr!“ verlangte er. Sein farbloses Gesicht, auf dem schon die Schatten drohender Krankheit irrlichterten, war, als sähe und höre er die Offenbarungen, an die er schon nicht mehr geglaubt, unverwandt auf den Spielenden gerichtet. Sein Erleben flutete auf ihn ein, abschließend und erfüllend wie eine Erlösung. „Er ist da, der kommen mußte! Dort steht er, auf den ich wartete!“ Ein Danklächeln zuversichtlicher Gewissheit umwob seine Lippen. Brahms spielte, der Kommende! Dunkel wuchs vor ihm noch einmal sein Leben und Werk auf, sein Ringen und Schaffen; seine beiden Seelen standen vor ihm: Florestan, der Wilde, Aufbegehrende, Kämpfende, und Eusebius, der Schwärmende, träumende Romantiker. Das Glück seines Schaffens: Afforde! Musik! Schwingende Töne! Das Glück seines Lebens: Klara! Chiara! Und dann das düstere Wissen darüber, im Finale, im Ausklang zu stehen, nicht vollenden zu dürfen, dem sich heranwühlenden Dämon Krankheit nicht ausweichen zu können... Er krampfte die Hände zusammen; aus seinem willensfest gewordenen Blick sprach Florestan, der Starke, Führende: Hier ist er, der vollenden wird, was ich nicht zu Ende führen konnte!

Brahms hatte aufgehört. In bescheidener Erwartung drehte er sich den beiden Hörern zu. Aber Schumann schwieg; stumm ergriff er des Jüngeren Hand und hielt sie feierlich fest.

Auch Klara trat hinzu. Höchstes Erstaunen in den Augen, sagte sie: „Ich glaube, der liebe Gott hat Sie gleich fertig in die Welt gesetzt.“

„Kommen Sie morgen wieder und übermorgen und wann immer Sie wollen“, verabschiedete Schumann ergriffen seinen Gast. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und rief seine in Düsseldorf weilenden Freunde zusammen: Es ist einer gekommen, von dem werden wir alle Wunderdinge erleben!

Das Ende der Rache.

Der Wirklichkeit nacherzählt von G. M. Brandstetter.

Niemand wußte mehr, wer den Streit begonnen hatte. Niemand kannte das anders: Zwischen den Familien der Hassen in Rogha und der Ghulams auf der anderen Seite des Berges herrschte Todfeindschaft.

Als letztes Opfer war jetzt Jafar Hassen gefallen. Vor zehn Jahren hatte er den Berg überstiegen und auf dem Felde Abdul Ghulam erstochen. Dafür lag er jetzt selbst neben seinem Pflug, von den Kugeln der herangewachsenen Söhne des Getöteten getroffen. Und neben dem Sterbenden kniete Mohammed Feis, sein Erbe, schüttelte die Faust gegen

Sie Jassen, hinter denen die Mörder auf derauer gelegen hatten: „Vater, ich räche dich!“

Doch Mohammed Feis war noch jung. Er wußte, daß er seine Feinde in ihrem Wehrturm drüben niemals mit dem Dolch treffen konnte, und auf dem Felde ließen sich die beiden Brüder nicht überraschen. Nur mit dem Gewehr konnte er Rache üben. Doch, er hatte das Schießen nicht gelernt, besaß keine Schußwaffe und auch nicht das Geld, um sich eine Büchse zu kaufen.

Aber er wußte einen Ausweg. Drunten in Beshauer stellten die Engländer gern junge Leute aus den Bergen in ihre Grenzregimenter ein. Dort konnte er das Schießen lernen, und Geld gab es dort unten auch zu verdienen. So verkaufte Mohammed Feis um ein paar Rupien das kleine väterliche Erbe und zog nach dem Süden.

Die Engländer nahmen ihn sofort. Denn Mohammed Feis war groß und kräftig für seine zwanzig Jahre. Er sagte nicht, warum er nach Beshauer gekommen war. Er gab sich Mühe, ein guter Soldat zu werden, und nach zwei Jahren konnte sein Oberst dem beaufsichtigenden General melden: „Das ist der beste Schütze in meinem Regiment“. Ein Ziel war erreicht.

Doch das andere stand noch in weiter Ferne. Bei den Engländern war nicht soviel Geld zu verdienen, wie Mohammed Feis gehofft hatte. Und ein gutes Gewehr kostete ein Vermögen. In Bombay aber sollte es besser sein mit dem Verdienst. So nahm Mohammed Feis den Abschied, kam in die Millionenstadt, fühlte sich dort unglücklich und mußte zufrieden sein, Heizer auf einem Amerikafahrer werden zu dürfen.

Dann war er Straßensehrer in Los Angeles, und das Geld wollte sich noch immer nicht einstellen. Doch plötzlich kam der Umschwung: Eines Tages blieb ein Mann auf der Straße stehen, sah Mohammed Feis zu, sagte schließlich: „Wie kommst du von der Nordwestgrenze hierher?“ Und jetzt wußte der Straßensehrer, wer vor ihm stand: Ein Engländer, der als Offizier in Beshauer gewesen war. Ein paar Minuten später hatte ein neuer Abschnitt in Mohammed Feis' Leben begonnen: „Du kannst Aufseher auf der Teepflanzung werden, die ich mir auf Java gekauft habe.“

Sechs Jahre Wohllebens sind dazu angetan, Rachegeanken einschlafen zu lassen. Tatsächlich gab es Stunden, da Mohammed Feis seinen Schwur vergaß. Doch, als ein Mädchen die braunen Arme nach ihm und seinen Ersparnissen ausstreckte, da kam der Mann zur Besinnung: Was ist er noch hier, da er doch Geld genug hatte, um seine Rache nehmen zu können?

Zwei Monate später war er wieder in Mogha. Er gab sich nicht zu erkennen und zog vorsichtig Erkundigungen nach seinen Feinden ein. Da, sie lebten noch in ihrem Turm, mit ihren Frauen, ihrer Mutter und ihrer jungen Schwester, die den Vater nie gekannt hatte.

Am nächsten Tag lag Mohammed Feis im Hinterhalt. Vom Hügelrücken aus konnte er, hinter Felsen versteckt, den Wehrturm der Ghulams übersehen und mit seinem weittragenden Gewehr erreichen. Beinahe achtundvierzig Stunden lag der Mann dort, ohne zum Schuß zu kommen. Doch dann sah er in den Morgenstunden jemand auf das flache Dach des Turmes treten. Mohammed Feis erkannte den älteren der Brüder Ghulam.

Einen Augenblick später warf der Mann dort unten die Arme in die Höhe und fiel rücklings vom Turm.

Nach einer Minute war das Dorf in Aufruhr. Die Frauen schrien, Männer sammelten sich mit ihren Gewehren, tauchten im Buschwald unter, der den Bergrücken bedeckte, auf dem Mohammed Feis lag. Sie begingen einen Fehler. Sie glaubten wohl nicht, daß der Mörder noch im Hinterhalt lag, sondern sie glaubten, er sei drüben ins nächste Tal hinabgeflohen, und sie versäumten, den Bergrücken abzuschauen. So liefen sie ein paar hundert Meter an Mohammed Feis' Versteck vorüber.

Der Rächer lachte leise. Und als das Tal hinter ihm die Verfolger verschlungen hatte, erhob er sich, um auf Umwegen Mogha zu erreichen. Doch im nächsten Augenblick lag er wieder auf der Erde. Denn vom Berghang drüben jenseits des Dorfes kamen Männer herab. Zehn, fünfzehn an der Zahl. Sie führten Tragochsen bei sich, und Mohammed Feis erkannte, daß es Leute von jenseits der Grenze waren, die sicher wie er im Hinterhalt gelegen hatten, um Gelegenheit zum Blündern abzuwarten. Und nun fielen sie über das wehrlose Dorf her.

Mohammed Feis zuckte die Achseln. Was gingen ihn die Weiber und alten Männer dort unten an, die schreiend die Räuber am Blündern hintern wollten? Es waren ja seine Feinde. Doch plötzlich sprang er auf. Denn er sah, wie einer der Eindringlinge ein Mädchen an den Haaren zu seinem Tragochsen zerrte. Eine alte Frau warf sich da-

zwischen. Ein Faustschlag ins Gesicht schleuderte sie zur Seite. Schreiend ließ sich das Mädchen auf dem Tragochsen festbinden.

Da wußte Mohammed Feis, was er zu tun hatte: das Mädchen befreien.

Er kannte die Berge. Er wußte, wie er den Räubern, die mit ihren Tragtieren im Tal gehen mußten, den Weg abschneiden konnte, und am Abend hatte er sie überholt. Er schloß mit seinem Repetiergewehr in die Nachhut hinein, und die Räuber, die sich von härteren Kräften überfallen glaubten, flohen. Den Tragochsen mit dem Mädchen ließen sie im Stich.

Doch als Mohammed Feis die Gefangene befreit hatte, sahen sie, daß sie es nur mit einem Mann zu tun hatten. Sie stürmten zurück, und Mohammed Feis konnte sich nur im letzten Augenblick mit dem Mädchen in eine Höhle über dem Wege flüchten. Nun verteidigte er den Eingang, und das Mädchen lauerte mit großen Augen hinter ihm, lächelte tapfer, wenn er sich einmal umschau.

Die Nacht war lang. Drei, viermal schien es, als sollten die Belagerer die Höhle nehmen. Doch jedesmal schlug das Feuer des Verteidigers sie im letzten Augenblick zurück.

Im Morgengrauen kam die Befreiung. Schüsse bellten draußen auf, triumphierende Männerstimmen schallten zwischen den Felswänden, die Belagerer flohen.

Ein Mann trat vor die Höhle. Das Mädchen sprang auf: „Ghassem!“ Da wußte Mohammed Feis, daß er die Schwester desjenigen Mannes gerettet hatte, den er am Tage vorher erschoss. Und nun stand er vor seinem anderen Todfeind, dem zweiten Sohn Abdul Ghulams.

„Wer bist du?“ — „Mohammed Feis, der Sohn Jakub Gassens.“ Er war plötzlich des Kampfes so müde. Er wußte nicht mehr, warum die Ghulam seine Todfeinde waren. Er sah, wie die Gewehrmündung des anderen stieg, sich auf seine Brust richtete. Er wehrte sich nicht.

Doch plötzlich stand das Mädchen schützend vor ihm: „Nein, Ghassem, er soll leben! Er hat mich gerettet, und ...“ Eine Blutwelle schlug dem Mädchen ins Gesicht. Da ließ Ghassem Ghulam sein Gewehr sinken, und zwei Männerhände fanden sich zögernd.

Die Rache zwischen den Familien der Hassen und der Ghulam hat ein Ende. Eine Hochzeit war das Versöhnungsfest.



Laufendes Geschäft.

„Na, und was machst du jetzt so?“
„Ich ernähre mich von zwei Briestauben. Jeden Morgen verkaufe ich sie, und abends sind sie wieder da.“

Der Liebende.

„Hildegard, wenn du nicht Ja sagst, werfe ich mich vor den Sechsstunden-Zug!“

„Um Gottes Willen, Hans, gib mir Bedenkzeit, um halb Neun kommt ja noch ein Zug!“ (Judge)

Der tüchtige Vater.

„Papa, die Rechenaufgaben, bei denen Du mir geholfen hast, waren alle falsch! Du hast überall das Doppelte herausbekommen, von dem, was herauskommen mußte!“

„So, na schön mein Sohn, rechnet nur auf euere Art ... aber das sage ich Dir, auf diese Weise wirst Du nicht sehr weit im Leben kommen!“ (Vater)